

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.)

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mkr. 1.60, Monatlich 55 Pfg. Bezahlungsliste Nr. 4089 a, 6. Nachtrag. Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 3 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 4.

Donnerstag, den 6. Januar 1898

5. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage

## Die Arbeitslosigkeit im Baugewerbe.

Das rapide Anwachsen der Städte hatte eine fieberhafte Thätigkeit im Baugewerbe zur Folge und Millionen wurden hier von den Unternehmern verdient. Die Arbeitsgelegenheit war vorhanden und der Zufluss von Arbeitern war und ist ein sehr bedeutender. In dem kurzen Zeitraum von 1882 bis 1895 hat, wie die Berufsstatistik aufweist, die im Baugewerbe thätige Bevölkerung um 42 pSt. zugenommen, während die Gesamtbevölkerung eine Zunahme von nur 14,2 pSt. aufweist. Zieht man dies in Betracht, so sollte man meinen, daß die Bauarbeiter im allgemeinen durchaus nicht über Arbeitsmangel zu klagen haben, denn wo ein solches Anwachsen der Zahl der Arbeiter stattfindet, ist sicher Arbeit genug vorhanden. Trotzdem belehrt uns die Statistik der Arbeitslosen, wie wir sogleich zeigen werden, eines anderen. Das Baugewerbe weist überaus viele Arbeitslose auf und das nicht etwa nur im Winter, sondern auch im Sommer, während der Saison der Bauarbeit. Die Erklärung ist nicht schwer zu finden: Die Proletarisierung der Massen, des Bauernthumes und Mittelstandes, geht so schnell vor sich, daß ein Aufstehen dieser Massen von Arbeitern, trotz der riesigen Entwicklung der Industrie, nicht stattfinden kann. Der untergeordnete Bauer wendet sich aber nothgedrungen denjenigen Gewerben zu, wo verhältnismäßig die meisten ungelerten Arbeiter angestellt werden können, und zu diesen gehört auch das Baugewerbe. Daraus erklärt sich denn auch die hohe Zahl derjenigen, welche das Baugewerbe als Nebenberuf betreiben. So kommen z. B. auf 372 000 Maurer in Deutschland 20 000 solche Personen, die nur im Nebenberuf als Maurer thätig sind, und überdies 14 500, welche das Maurergewerbe als „Selbständige“ betreiben, das heißt auf eigene Rechnung in den Dörfern und kleinen Städten des Ostens herumzuziehen. Ähnlich steht es mit Zimmerern und Dachdeckern.

Dazu kommt, daß das Angebot an Händen gesteigert wird durch den riesigen Andrang aus nichtdeutschen Ländern. Die kapitalistische Entwicklung solcher Länder wie Böhmen, Galizien, Russisch-Polen, Italien, welche dem deutschen Unternehmertum einen Absatzmarkt sichern und zur Erhaltung der hohen Profite beitragen, führt auch dort zu einer Proletarisierung der Massen, die in noch schnellerem Tempo vor sich geht, wie in Deutschland. Diese Proletariatsmassen müssen nun, abermals nothgedrungen, sich einen Arbeitsmarkt suchen und kommen daher in die deutschen Großstädte. Massenhaft findet man diese Arbeitermassen, welche, an eine niedrigere Lebenshaltung gewöhnt, den einheimischen Arbeiter unterbieten.

Was nun die Statistik der Arbeitslosen betrifft, welche im Jahre 1895 vorgenommen wurde, so ist zu bemerken, daß in diesem Jahre eine rege Bonthätigkeit herrschte. Der industrielle Aufschwung, der 1894 sich bemerkbar zu machen begann, veranlaßte zu zahlreichen Fabrikbauten und wirkte anregend auf die Bau speculation; es war also sicher ein günstiges Jahr in Bezug auf Arbeitsgelegenheit, und die Ziffern, welche die Zählung liefert, werden sicher in minder günstigen Jahren noch weit übertraffen. Die Zahl der Arbeitslosen war in der Industrie im Juli 167 000, im Winter 391 500, das sind 2,57 Proz. und 5,96 Proz. Dagegen ergeben sich für das Baugewerbe folgende Zahlen:

Beruf.	Zahl der Arbeiter und Angestellten	Zahl der Arbeitslosen			
		am 14. Juni 1895		am 2. Dez. 1895	
		absolut	in Proz. der Arbeiter	absolut	in Proz. der Arbeiter
Maurer	427 221	10 598	2,48	94 495	22,12
Zimmerer	164 229	4 147	2,53	19 972	12,16
Safer	11 285	466	4,13	485	4,30
Stubenmaler	96 013	3 428	3,57	20 304	21,15
Stukkateure	12 185	372	3,05	2 493	20,46
Dachdecker	22 120	711	3,21	4 678	21,15
Steinseher	17 202	574	3,34	4 605	26,77
Brunnenmacher	2 598	93	3,58	244	9,39
Gas- u. Wasser-Anlagen	7 357	392	5,33	662	9,00
Ofenseher	12 341	1 057	8,56	778	6,30

Es bleibt also der Prozentsatz der Arbeitslosen unter

den Bauarbeitern nur bei den Maurern und Zimmerern im Sommer um ein wenig hinter dem Durchschnitt, während er bei allen anderen Arbeiterkategorien weit höher ist. Dagegen ist die Arbeitslosigkeit im Winter eine enorme, was ja im wesentlichen mit der Natur des Berufes zusammenhängt. In Bezug der Arbeitslosigkeit im Sommer ist noch zu bemerken, daß die Zahlen durchaus kein genaues Bild geben, da bei der Berechnung die Zahl der „Angestellten“, des technischen und kaufmännischen Personals in den betreffenden Berufsgruppen mit einbezogen ist, während doch diese Kategorie relativ ständig beschäftigt ist.

Was die Dezemberzählung anbelangt, so fällt die Berechnungsweise der Prozente schwer ins Gewicht: da die Zahl der Arbeiter nicht von Neuem aufgenommen wurde, so beziehen sich diese Prozentsätze auf die im Juni bei der Berufszählung ermittelte Zahl der Bauarbeiter, während doch von den zugewanderten Bauarbeitern ein ganz bedeutender Theil wieder abgezogen war. Es sind also nicht 327 000 Maurer, sondern vielleicht nur 300 000 zu zählen, und dann wären nicht 22, sondern nahezu 30 Prozent Arbeitslose zu zählen.

Als Ursache der Arbeitslosigkeit wird Krankheit in weit geringerem Maße angegeben, als andere Umstände: Von den arbeitslosen 10 598 Maurern waren 4575 krank und 6022 waren arbeitslos im genaueren Sinne. Von den 1057 arbeitslosen Ofensehern dagegen waren nur 200 krank. Im Winter ist die Arbeitslosigkeit im weitern überwiegenden Maße durch Arbeitsmangel verschuldet: von den 94 500 arbeitslosen Maurern waren 14 500 krank, von den 29 000 Zimmerern 4600. Im Allgemeinen sind die Procentätze der Kranken bei den Bauarbeitern erst a u n t l i c h höher als bei irgend einer anderen Kategorie von Arbeitern, was theilweise auf die große Gesundheitsgefährlichkeit der Arbeit im Spätherbst und Winter in ungeheizten Böden und in Ermangelung sonstiger allernothwendigster sanitärer Vorrichtungen zurückzuführen ist, theilweise aber sich wohl daraus erklärt, daß die Bauhandwerker im Sommer „nicht Zeit haben krank zu sein“: Es wird eben in Vorauflacht auf die Winterzeiten gearbeitet, ohne jede Rücksicht auf die Gesundheit, und die Folgen stellen sich doppelt und dreifach schwer im Winter ein.

Sehr charakteristisch sind die Angaben über das Alter der Arbeitslosen: Man zählte im Sommer im Alter von 20 bis 30 Jahren 7857 Arbeitslose im Baugewerbe, im Alter von 30 bis 50 Jahren 12 897, im Alter von 50 bis 70 Jahren 7324 und im Alter von 70 und mehr Jahren 886 Arbeiter. Im Winter dagegen: im Alter von 20 bis 30 Jahren 48 013, im Alter von 30 bis 50 Jahren 64 618, im Alter von 50 bis 70 Jahren 34 482 im Alter von über 70 Jahren 2642 Arbeiter. Um zu vollgiltigen Schlüssen zu kommen, wäre es nun nothwendig, über eine Statistik der Arbeiter nach Altersklassen zu verfügen, eine solche ist aber bis jetzt nicht erschienen. Wir müssen uns also mit folgendem Nothbehelf begnügen: Wenn die Gliederung nach Altersklassen bei den Arbeitern im Baugewerbe die gleiche ist, wie bei den Arbeitern der Industrie überhaupt, so ergibt sich folgendes: Es waren arbeitslos vom Hundert.

in der Altersklasse	im Sommer	im Winter
unter 20 Jahren	1,74	12,97
von 20 bis 30	2,16	13,23
" 30 " 50	3,77	18,63
" 50 " 70	7,30	34,43
über 70	14,50	43,27

Der Durchschnitt der Arbeitslosigkeit beträgt im Sommer 2,87 Prozent, im Winter 15,61 Prozent. Es erweist sich also, daß der Arbeiter, welcher in seiner Jugend Kräfte und Gesundheit im Dienste des Ausbeuters verloren hat, im Alter schonungslos dem Elend preisgegeben. Das Alter des Bauarbeiters aber beginnt sehr bald, und sobald die Vierziger überschritten sind, wird es ihm schwer, Arbeit zu finden.

Die Arbeitslosigkeit trifft natürlich nicht den Arbeiter allein, sondern auch seine Familienangehörigen. Von der Gesamtzahl der arbeitslosen Bauhandwerker waren „H a u s h a l t u n g s v o r s t ä n d e“ im Sommer 18 398, im Winter 100 939, und diese hatten zu ernähren nicht-erwerbsthätige Angehörige (Frauen, Kinder, Eltern) im Sommer 45 781 im Winter 266 920. Das bedeutet kurz und bündig: wenn es nicht gelingt, einen Spargroschen für den Winter zurück-

zulegen, so sind nahezu eine halbe Million Menschen (446 719) von denen, die im Baugewerbe Nahrung finden, brotlos, sind auf Armenunterstützung angewiesen und nagen am Hungertuche. Dieser Spargroschen wird aber in sehr geringem Betrage zurückgelegt, weil der lärgliche Lohn auch in den guten Tagen kaum zur Existenz ausreicht. Die Arbeitslosigkeit im Baugewerbe ganz zu beseitigen ist unmöglich, aber sie ist zu mildern und ihren schlimmen Folgen ist vorzubeugen. Das Mittel ist einfach: Kürzung der Arbeitszeit bis zu 8 Stunden und Erhöhung, aber ganz bedeutende Erhöhung, des Lohnes. Im Baugewerbe werden von den Unternehmern heute in rascher Zeit kolossale Vermögen erworben; die Möglichkeit, höhere Löhne zu zahlen, ist vorhanden, — sie zu erzwingen, ist Sache der Arbeiterorganisationen, und die letzteren, die Gewerkschaften, zu stärken, liegt in der Hand der Arbeiter selbst.

## Politische Mundschau.

Deutschland.

Ueber die Vorgänge in Ostasien schreibt die „Freie Zeitung“: Die Gegensätze zwischen den Großmächten in Ostasien spizen sich immer schärfer zu. Noch liegt manches im Dunkeln. Aber klarer als bisher tritt jetzt England in den Vordergrund. Das Einlaufen englischer Schiffe in Port Arthur und das Ankeren englischer Schiffe in Chemulpo gewinnt Rußland gegenüber eine immer größere Bedeutung. Dazu kommt, daß noch immer nicht klar gestellt ist, ob Frankreich wirklich die Insel Hainan in Besitz genommen hat. In der Frage der chinesischen Anleihe kommen die Bestrebungen der Großmächte nach Machterweiterung unmittelbar praktisch zum Ausdruck.

Es gewinnt den Anschein, als ob scharfe Gegensätze zwischen Rußland und Frankreich einerseits und England und Japan andererseits in eine gefährliche Berührung kommen. Je mehr Deutschland es vermeidet, dabei Partei zu ergreifen, desto besser für uns. Die Bedeutung der Kiautschaulandung an sich tritt sehr weit in den Hintergrund gegenüber den Fragen, deren Austragung durch diesen Eingriff von deutscher Seite beschleunigt worden ist.

Zur Reform der Personentaxen erklärt die „Post“, daß nur die Rede davon sein könne, einzelne Verbesserungen des jetzigen Tarifsystems herbeizuführen. „Die Ungleichheit der Personentaxen in Nord- und Süddeutschland, die Ueberfüllung der für den Durchgangsverkehr bestimmten Schnellzüge mit Reisenden mit lediglich nahen Reisezielen und die starke Vielgestaltigkeit und Unübersichtlichkeit unserer Tarife sind z. B. Punkte, in denen unsere Personentaxen der Verbesserung sehr bedürftig, aber auch ohne erhebliche Bedenken technischer und finanzieller Natur verbesserungsfähig sind. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß innerhalb der preussischen Eisenbahnverwaltung die Durchführung solcher für die Verwaltung und das Publikum gleich erwünschter Einzelverbesserungen unserer Tarife vorbereitet wird.“ Die „Nordb. Allgem. Ztg.“ schreibt über dieselbe Frage folgendes: „Wie bereits unter dem früheren Minister der öffentlichen Arbeiten eingehende Untersuchungen über die Frage stattgefunden haben, so sind solche auch bis in die letzte Zeit fortgesetzt worden. Zu einem bestimmten Plane haben sich diese Untersuchungen indes bis jetzt nicht verdichtet, und die Zeitungsnotiz, daß ein solcher z. B. vom Finanzminister geprüft werde, ist gänzlich unzutreffend. Dagegen haben wir Grund zu der Annahme, daß die neueren Untersuchungen sich nicht sowohl in der Richtung einer Verbilligung, als vielmehr in der einer Vereinfachung der Personentaxen bewegen, und daß zunächst Besprechungen unter den beteiligten Bundesregierungen über eine thunlichst auf das gesammte Netz der deutschen Eisenbahnen auszudehnende Umgestaltung der Personentaxen stattfinden werden.“

Von einer den Verkehrsinteressen dienenden Reform ist also nicht die Rede; eine solche erlaubt das finanzielle Interesse nicht. „Keine Verbilligung“ — das sagt genug.

Ein sehr zeitgemäßes Thema wird in der „D. Jur. Ztg.“ unter der Ueberschrift „Fort mit den Gerichtsferien“ angeschnitten. Der Verfasser, Gerichtsassessor Sethe in Posen, führt mit Recht aus, daß es in das Zeitalter des Verkehrs nicht mehr hineinpaßt, daß die Justiz in jedem Jahre zwei Monate lang feiert

und die Prozesse, auf deren Entscheidung die Parteien oft mit Angst und Bangen warten, ruhig liegen läßt. Freilich werden ja eilige Sachen auch während der Ferien verhandelt, über die Eiligkeit pflegen aber die Gerichte und die Parteien meistens ganz verschiedener Meinung zu sein. Nach Ansicht des Verfassers ist die Einrichtung der Gerichtsferien in der Zeit des gesteigerten Verkehrslebens, der Eisenbahnen und Telegraphen nicht mehr zeitgemäß. Die Rechtsprechung kann heutzutage nicht mehr ein schwerfälliger Apparat zur Abwicklung langjähriger Prozesse sein, sie ist vielmehr für den Kaufmann, den Fabrikanten, Handwerker, Arbeiter u. eine öffentliche Einrichtung, die ihm zur Verwirklichung berechtigter Ansprüche verhelfen und ebenso wie unsere Verkehrsinstitute und andere öffentliche Einrichtungen ihn in seinem Schaffen fördern und schützen soll. Spielt denn, so fragt der Verfasser, die Rechtsprechung im Staatsleben eine ihrem Wesen nach von anderen Verwaltungszweigen so verschiedene Rolle, daß sie allein das Recht hat, zwei Monate im Jahre einfach still zu stehen? Warum soll der Geschäftsmann und der Produzent, der das ganze Jahr Steuern entgegennimmt, nun gerade zwei Monate nicht vorzuziehen können, daß er seine Prozesse entscheidet, ihm den vollstreckbaren Titel gegen den säumigen oder böswilligen Schuldner verschafft? Die Verzögerung beschränkt sich niemals auf die gesetzlichen zwei Monate, beläuft sich vielmehr in der Praxis auf drei, oft auch vier und noch mehr Monate. Die den richterlichen Beamten zu gewährende Erholung kann nach Ansicht des Verfassers auch auf andere Weise erreicht werden. Die Regierungs-, Post- und Eisenbahnbeamten erhalten doch auch ihren Urlaub, ohne daß zwei Monate lang der Dienst deshalb eingestellt wird. Der Staat hat im Interesse des Verkehrs und der schleunigen Erledigung der Prozesse die Verpflichtung, die Pforten der Justiz das ganze Jahr offen zu halten und deshalb mit dem völlig veralteten Institut der Gerichtsferien gänzlich zu brechen.

**Der Kompromiß zwischen Agrariern und National-liberalen im pfälzischen Wahlkreis Homburg-Kusel** ist, wie die „Frankf. Ztg.“ mitteilt, gescheitert. Es war bekanntlich vorgeschlagen worden, beide Parteien sollten auf die von ihnen aufgestellten Kandidaturen verzichten, um sich auf eine dritte Kandidatur zu einigen. Die Nationalliberalen müssen die Versöhnung schon als gesichert betrachtet haben oder sie glauben nicht an einen günstigen Fischfang in Homburg-Kusel, da sie ihren Augsburger Bürgermeister bereits für die nächsten allgemeinen Wahlen in Bayreuth placirt haben. So etwas thut man einem Kandidaten in der Regel nicht an, so lange er in einer aussichtsreichen Nachwahl steht. Die Bückelhaubenbündler scheinen aber in der Versöhnungsverhandlung in Kaiserslautern nicht geneigt gewesen zu sein, auf ihre guten Chancen zu verzichten, zumal ihnen die Handwerker etwa 3000 Stimmen Verstärkung zuführen wollen. Wenn nicht Lucke, dem die Nationalliberalen sein bezahltes Agitatorenthum vorwerfen, so eben ein anderer Bündler gleicher Couleur. Hieran sind die Nationalliberalen nicht eingegangen, sie haben sich aus dem Verhandlungstisch entfernt, das die Bündlerischen sieghaft behaupteten. Ein böses Omen für die national-liberale Herrschaft in der Pfalz! Wir wollen abwarten, ob das Kriegsgewühl zwischen den Anhängern Lucke und Fischers wirklich ausgegraben wird, aber ohne schwere Opfer kommen die Nationalliberalen auf keinen Fall aus der Pfalz heraus, in die sie ihre nervenlose Führung gebracht hat. Ein Kompromiß in Homburg-Kusel wird kaum billiger zu haben sein, als durch die Unterwerfung der ganzen Pfalz unter das bündlerische Protektorat.

**Die Streifenversicherungsgesellschaft „Industria“** hat nunmehr ihren Gründungsbericht veröffentlicht. Es heißt in demselben:

„Die geplante Organisation soll, wenn möglich, alle Industriellen vereinigen! Der festen Organisation der Arbeiter entgegen ist ein gleiches Werk der Einigkeit und Gegenseitigkeit entgegen zu stellen. Diese Vereinigung soll vor Allem über berechnete und unberechnete Streiks zu entscheiden haben. Es würde damit zugleich ein Gegengewicht gegen den terroristischen Einfluß der Sozialdemokratie gegeben sein. Wir wollen die einschüchternden Elemente unter den Arbeitern von dem irreführenden Einfluß der politischen Partei befreien und ihnen ein Rückgrat für eine zweckmäßige Organisation ihrer eigenen Gewerkschaften darbieten.“ Weiter wird noch mitgeteilt, daß die Gesellschaft vorläufig ihr Kapital auf 5 Millionen Mark festsetzt (5000 Aktien à 1000 Mark). Die Aktien werden gegen eine Einzahlung von 25 pCt. des Nominalbetrages ausgegeben, für den Rest sind zwei Solawechsel ohne Ordre auf Sicht auszustellen.

Wir haben an dieser Gründung bereits Kritik geübt; es handelt sich um eine neue Organisation der Unternehmer zur Bekämpfung und Vernichtung der Arbeiterkoalition und ihres gesetzlichen Rechtes. Der „terrorisierende Einfluß der Sozialdemokratie“, der „irreführende Einfluß der politischen Parteien“ ist nur ein demagogischer Vorwand. Soweit die Sozialdemokratie einen Einfluß auf die im wirtschaftlichen Kampfe stehenden Arbeiter ausüben kann, ist er darauf gerichtet, Streiks möglichst zu verhindern und durch entsprechende eheliche Vereinbarungen zwischen Unternehmern und Arbeitern. Aber die Unternehmer wollen solche Vereinbarungen nicht; sie erkennen die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Arbeiter und der Arbeiterkoalition nicht an und provozieren auf diese Weise die Streiks geradezu, um dann über den „Mißbrauch des Koalitionsrechts“ zu jammern.

**Vom Nord-Ostsee-Kanal.** Dem am 31. Dezember erstatteten vorläufigen Bericht der Kieler Handelskammer entnehmen wir, daß schätzungsweise der Verkehr im Nord-Ostsee-Kanal im Jahre 1897 21 400 Schiffe mit rund

2,322 000 Reg.-Tons betragen hat. Es ist hiermit die bislang höchste Zahl der den Kanal benutzenden Schiffe erreicht worden. Im ersten Jahre des Betriebes, Juni 1895 bis dahin 1896, wurde der Kanal von 16 834 Schiffen mit 1 505 983 Reg.-Tons benutzt. Im Jahre 1896 (Kalenderjahr) stieg der Verkehr auf 20 068 Schiffe mit 1 751 065 Reg.-Tons Netto-Raumgehalt (1 Reg.-Tons = 2,833 Kubikmeter), um im verfloßenen Jahr auf obige Zahl zu steigen.

In der Regierungsvorlage über den Bau des Nord-Ostsee-Kanals war der zukünftige Verkehr des Kanals auf ca. 18 000 Schiffe von 5 500 000 Reg.-Tons Netto-Raumgehalt geschätzt worden. Die veranschlagten Schiffe sind also schon im zweiten Jahre überholt worden, während der Raumgehalt der Schiffe im zweiten Jahre nicht einmal ein Drittel und im letzten Jahre erst reichlich zwei Fünftel des vorher geschätzten Raumgehalts erreicht hat.

Infolge dieses Umstandes sind denn auch die Einnahmen weit hinter der veranschlagten Summe zurückgeblieben. Ursprünglich war auf eine Einnahme von jährlich 4 125 000 Mk. gerechnet worden; nach den bekannt gewordenen Einnahmen betragen diese jedoch nur im Jahre 1895/96 897 451 Mk. und im Jahre 1896/97 1 086 432 Mk. Nach dem Netto-Raumgehalt der Schiffe die 1896/97 den Kanal passirten, berechnet, würde also eine Einnahme von 1 243 310 Mk. für 1897 erzielt sein. Wenn auch diese Zahl wohl nicht auf die Mark stimmen wird, da ja die Handelskammer in ihrem Bericht den Netto-Raumgehalt nur schätzungsweise angiebt, so dürfte sie sich doch auch wohl nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernen, weil ja allmonatlich eine Uebersicht über die Benutzung des Kanals veröffentlicht wird und bis Ende November die Zahlen vorliegen.

Es sind also in diesem Jahre nur etwa 30 pCt. der geschätzten Einnahmen eingebracht.

Welches sind nun die Gründe dieses so äußerst ungünstigen Ergebnisses?

Sie sind mancherlei Art. Der Gebührentarif, trotzdem er im Jahre 1896 schon einmal herabgesetzt worden, ist ein so hoher, daß mancher Rhederei der Kostenpunkt, der für das Passiren der Schiffe in Anrechnung gebracht werden muß, nicht im Einklang zu stehen scheint mit der erzielten Reiterparnis. Deshalb wird aus Schiffsfahrtskreisen auch eine abermalige Gebührenerabsetzung verlangt. Hinzu kommt, daß die Betriebssicherheit des Kanals noch recht viel zu wünschen übrig läßt.

Das jammervolle Passiren des Kreuzers Deutschland durch den Kanal ist den Lesern des „L. B.“ bekannt, als daß ich noch darauf hinzuweisen brauchte. Auf 9 Meter Tiefe ist der Kanal gebaut und nur 8 Meter ist er im Durchschnitt tief. Die Folge ist, daß größere Dampfer mit bedeutendem Tiefgang leicht „Grundzug“ bekommen, d. h. wenn sie nicht genügend Wasser unter dem Kiel haben, ihre Manövrierfähigkeit verlieren und dann entweder in die Böschung laufen, oder anderen passirenden Schiffen gefährlich werden. So ist denn auch der Verkehr von größeren Dampfern im Kanal ein recht geringer, und gerade dieser ist es, der eine Rentabilität des Kanals eintreten lassen würde.

Ganz wider Erwarten der Kanalverwaltung hat sich der wenig Ertrag für den Kanal abwerfende Segelschiffsverkehr dem Kanal zugewandt (der Grund der hohen Schiffszahl), während der Dampferverkehr sich zurückgehalten hat. Nunmehr versucht man durch die Schaffung einer größeren Zahl von Ausweichstellen diesen Verkehr mehr heranzuziehen. Ob dieses Erfolg bringen wird, ist fraglich, da auch Dänemark immermehr bestrebt ist, durch Schaffung von mehr Leuchtfeuern die Sicherheit des Verkehrs um Stagen herum zu heben. Und in der That hört man auf diesem Umwege von weniger, bedeutend weniger sogar, Unfällen als im Nord-Ostsee-Kanal.

So stellt sich der Kanal für den Handelsverkehr als wenig erfolgreich dar. Läßt sich durch Schaffung einer größeren Tiefe des Kanals eine erhöhte Betriebssicherheit erzielen, wird auch die Rentabilität eine größere sein. Aber freilich, zur Erzielung eines umfangreichen Verkehrs größerer Dampfer kann nicht, so wie beim Passiren des Deutschland, das Wasser künstlich anstauen, da sind andere Mittel erforderlich, die Geld kosten, und jetzt, nach wenigen Betriebsjahren, wagt man es nicht, dem Reichstag damit zu kommen.

### Oesterreich-Ungarn.

Wegen der böhmischen Sprachenfrage hat der österreichische Ministerpräsident wieder vertrauliche unverbindliche Verhandlungen mit Mitgliedern der deutschen Parteien angeknüpft. Wie die „Voss. Zeitung“ meldet, verläutet in Wien, die Regierung wolle noch vor dem 10. Januar, dem Tage, an welchem der böhmische Landtag zusammentritt, eine neue Sprachenverordnung erlassen, die Dreitheilung der Verwaltung Böhmens in reindeutsche, reintschechische und gemischtsprachige Bezirke, ferner das Zugestehen, daß in den reindeutschen Bezirken nur ein kleiner Bruchtheil der Beamten der tschechischen Sprache mächtig sein müsse. Die Tschechenführer sollen mit einer solchen Regelung der Sprachenfrage einverstanden sein. Das Blatt bezweifelt jedoch die Richtigkeit des letzten Theiles der Mittheilungen.

### Rußland.

Die Volkszählung von 1897. Die erste wirkliche Volkszählung, die im russischen Reiche am 9. Februar v. J. vorgenommen worden ist, hat eine Bevölkerung von 129 211 113 Köpfen ergeben, wogegen im Jahre

1891 nach einer schätzungsweise Berechnung 119 059 339 Personen vorhanden waren, so daß in 6 Jahren eine Zunahme um 10 151 774 Personen oder 8,50 v. H. stattgefunden hat.

Das europäische Rußland hat eine Einwohnerzahl von 106 159 141 Personen gegen 100 184 068 im Jahre 1891, also eine Zunahme um 5 975 073 Personen oder 5,96 v. H. Die Bevölkerung Polens hat um 6,09 v. H., die Finnlands um 6,26, die Kaukasien um 22,22, Sibiriens um 19,84 und die der übrigen asiatischen Gouvernements u. (Turkistan, Steppen u.) um 23,79 v. H. gegenüber der berechneten Bevölkerung von 1891 zugenommen.

Städte mit mehr als 100 000 Einwohner giebt es 19, von denen 3 (Charkow, Kasan und Rischinew) seit 1892 eine Abnahme gehabt haben, während Wlga, das von 180 000 auf 282 943, Loda, das von 150 000 auf 314 780 und Zetatarinoklaw, das von 50 000 auf 121 216 Einwohner gekommen ist, mit 57,2, 109,9 und 142,4 v. H. die größte Zunahme hatten. Petersburg hat 1 267 023 (1892 1 035 000), Moskau 988 610 (822 000) Einwohner.

Beachtenswerth ist folgender Vergleich zwischen Deutschland, Frankreich und Rußland. Frankreich hat von 1851 bis 1896 seine Bevölkerung nur von 34,2 auf 38,5 Millionen, also um 4,3 Mill. oder 12,6 v. H. vermehrt. Das deutsche Reich hat von 1851 bis 1896 von 35,1 auf 52,3 Millionen, also um 17,2 Millionen oder 49,0 v. H. zugenommen, Rußland in Europa (ohne Finnland und Polen) von 1852 bis 1897 von 52,6 auf 94,2 Mill., also um 41,4 Millionen oder 78,4, die Vereinigten Staaten von Amerika in derselben Zeit von 23,5 auf ungefähr 73,5 Millionen, also um 50 Millionen oder 212,8 v. H.

Das deutsche Reich hat also so seine Volkskraft viermal rascher ausgedehnt als Frankreich, das europäische Rußland hat aber seine Volkskraft beinahe noch einmal so rasch entfaltet als das deutsche Reich und sechsmal rascher als Frankreich. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist noch dreimal rascher gestiegen als die des russischen Reiches und 17mal rascher als die Frankreichs.

### Lübeck und Umgebungen.

5. Januar.

**Achtung, Schneider!** Ueber das Geschäft von U. Deppert, obere Fleischhauerstraße Nr. 8, ist durch die Streikkommission der hiesigen Zahlstelle des Verbandes der Schneider Deutschlands die Sperre verhängt worden.

Dem Verdienste seine Kronen. Die „E. Z.“ reproduziert einen Artikel des „Hamb. Corr.“, wonach der Schwiegerohn des Fürsten Bismarck einen bölgischen Zeitungsmanchen recht schundbe behandelt haben soll. Dem Verdienste seine Kronen! An diese Mittheilung knüpft dann genanntes Blatt noch eine ausnahmsweise originale Bemerkung, in der sonderbarerweise behauptet wird, Bismarck habe immer „volles Verständnis für die schweren verantwortungsvollen Aufgaben der Publizistik beudet“. — Das muß die „E. Z.“ ja wissen, die in dieser Beziehung persönliche, sehr werthvolle Erfahrungen hat. Wie lautet doch 1898 das höchste Gesetz? Ein „Niederträchtiger“ behauptete uns gegenüber, es heiße:

In die Stellen rücken ein  
Blüchlich, Blüchlich, Knickedein!  
In Lübeckischen Staatsbürgern sind vom Stadt- und Landamte angenommen: Hans Joachim Hinrich Dabelstein, Maurer. Fritz Christian Martin Diekmann, Arbeiter. Heinrich Ludwig Christian Hansen, Arbeiter. Paul Ludwig Carl Haise, Kaufmann. Johann Hinrich Theodor Hobolt, Revisionsaufseher. Joachim Peter Wilhelm Hübner, Träger. Hans Heinrich Friedrich Jabs, Träger. Gustav Johann Friedrich Janzen, Schlichter. Carl Wilhelm Robert Jenner, Schankwirth. Johann Heinrich Friedrich Kahlis, Dreiwertelshüner zu Wüchelsdorf. Carl Friedrich Heinrich Kluth, Förster zu Westoe. Heinrich Koop, Träger. Johann August Friedrich Kuhlmann, Revisionsaufseher. Ludwig Peter Heinrich Lange, Arbeiter. Heinrich Johannes Pries, Träger. August Johannes Joachim Mohls, Träger. Joachim Peter Heinrich Scharenberg, Träger. Friedrich Heinrich Schilde, Träger. Johann Heinrich Friedrich Schult, Träger. Louis Johann Joachim Zacharias Schulz, Schiffer. Hermann Stoktefost, Kaufmann. Joachim Rudolph Christian Stille, Maschinist. Adolph Hinrich Christian Wegner, Kaufmann. Hans Joachim Theodor Wiende, Arbeiter.

Die Lübeckische Staatsangehörigkeit haben im Monat Dezember 1897 erworben: August Heinrich Weyer aus Wübbe, Provinz Schleswig-Holstein. Christian Georg Friedrich Gagemann aus Kothschütt, Provinz Hannover. Heinrich Ludwig Christian Hansen aus Daffow in Mecklenburg-Schwerin. Carl Johann Christian Holt aus Mandelsbagen in Mecklenburg-Schwerin. Joachim Peter Wilhelm Hübner aus Mucksdorf im Fürstenthum Mecklenburg. Hans Heinrich Friedrich Jabs aus Reihof im Fürstenthum Mecklenburg-Schwerin. Gustav Johann Friedrich Janzen aus Wismar in Mecklenburg-Schwerin. Carl Wilhelm Robert Jenner aus Domnowitz, Provinz Schlesien. Heinrich Koop aus Benediktenwerf in Mecklenburg-Schwerin. August Friedrich Wilhelm Kluth aus Garz a. D., Provinz Pommern. Heinrich Johannes Pries aus Heilshoop, Stehswig-Holstein. August Johannes Joachim Mohls aus Oberwöhlde im Fürstenthum Lübeck. Joachim Peter Heinrich Scharenberg aus Herndburg im Fürstenthum Mecklenburg. Friedrich Heinrich Schilde aus Pohnsdorf im Fürstenthum Lübeck. Johann Heinrich Friedrich Schult aus Gadow, Provinz Schleswig-Holstein. Louis Johann Joachim Zacharias Schulz aus Wismar in Mecklenburg-Schwerin. Johann Heinrich Christoph Schwarz aus Pogez, Provinz Schleswig-Holstein. Johann Joachim Heinrich Schwarz aus Harnsdorf im Lübeckischen Freistaate. Joachim Rudolph Christian Stille aus Pajewall, Provinz Pommern. Hans Joachim Theodor Wiende aus Heiligenlande im Fürstenthum Mecklenburg.

Die Lübeckische Staatsangehörigkeit haben im Jahre 1897 durch Aufstellung im Lübeckischen Staatsbüchse erworben: Johann August Friedrich Kuhlmann aus Dunkelbors im Fürstenthum Lübeck. Dr. phil. Fritz Weigen aus Duisburg in der Rheinprovinz.

Dem Zwangsarbeitsbause wurden im Dezember 1897 von dem Polizeiamte als Landespolizeibehörde 4 Personen wegen Bettelns überwiesen auf die Dauer von 9, 12,

15 und 24 Monaten. Es waren 3 Arbeiter und ein Schloffer im Alter zwischen 29 und 44 Jahren.

Der Offenbarungseid leisteten im Dezember 1897 zehn Personen.

**Metagnosizist.** Der Unbekannte, dessen Leiche dieser Tage bei der Dankwartgrube aus der Trave gezogen wurde, ist identisch mit dem bei der Firma Dräger beschäftigt gewesenem ledigen Metallbrechers Alfred Riemann.

**Das Wetter im Januar nach Falb's Voraussagungen.** 1. bis 4. Januar. Spärliche und nur vereinzelte Niederschläge in Folge ausgebreiteten Hochdrucks der Luft. Kalt und trocken. Im Süden (Italien u.) starke Schneefälle bei großer Kälte. 1. bis 15. Januar. Es herrscht große Trockenheit, die auch durch den kritischen Termin am 8. (dritter Ordnung) kaum merklich unterbrochen werden dürfte, da zu dieser Zeit austauchende Depressionen im Nordwesten am Vordrücken gegen den Kontinent durch den Hochdruck über demselben gehindert werden. Die Kälte ist bedeutend. Schneefälle sind nicht wahrscheinlich. 16. bis 22. Januar. Es findet ein auffallender Umschwung des Wetters statt. Die Temperatur steigt plötzlich ziemlich bedeutend; gleichzeitig stellen sich fast allenthalben Regen ein, die namentlich um den 17. oder 18. stellenweise ergiebig werden. Der 22. ist ein mit einer Sonnenfinsternis verbundener kritischer Tag erster Ordnung. 23. bis 26. Januar. Die Regen verschwinden größtentheils, doch stellen sich dafür ausgebreitete Schneefälle ein, namentlich um den 24. und insbesondere in Süddeutschland und Oesterreich. Die Temperatur ist normal. 27. bis 31. Januar. Die Temperatur steigt, es wird mild, doch bleibt das Wetter noch immer ziemlich trocken. Schneefälle treten nur schwach und vereinzelt ein.

**Geldrollen als Privaturlunden.** Nach einem Erkenntnis des Reichsgerichts können Geldrollen, die mit einem zu dieser Bezeichnung in Beziehung gebrachten Namen versehen worden sind, für beweiserhebliche Privaturlunden gelten. Wiltin kann das Besondere einer solchen Geldrolle mit einer wissentlich falschen Inhaltsangabe als Urkundenfälschung angesehen werden.

**Handelsregister.** Am 4. Januar 1898 ist eingetragen: auf Blatt 14 bei der Firma G o s s m a n n u. S ü r g e n s: Die Kollektiv-Profura des Albert Christian Wilhelm Ludwig Bolmer und Johann Christel Gustav Boldt ist erloschen. Johann Christel Gustav Boldt, Hermann Wilhelm Friedrich Johann Schneekluth, Wilhelm Georg August Kürig ist Kollektiv-Profura in der Weise erteilt, daß die Zeichnung gültig ist, wenn zwei dieser Profuristen die Firma unterzeichnet haben; auf Blatt 1448 bei der Firma B l o e d o r n u. C o.: Der Gesellschafter Carl Friedrich Wilhelm Bloedorn ist ausgetreten, die offene Handelsgesellschaft ist aufgelöst, das Geschäft mit der Firma ist auf den Gesellschafter Hugo Hermann Christian Ketels als alleinigen Inhaber übergegangen; auf Blatt 1106 bei der Firma W ö l l e n d o r f f: Wilhelm Jakob Robert Wöllendorff hat aufgehört Inhaber der Firma zu sein. Jegliche Inhaber: 1) Carl Wilhelm Otto Biquardt, Kaufmann in Lübeck; 2) Dorette Wilhelmine Elise geb. Wöllendorff, des Carl Wilhelm Otto Biquardt Ehefrau, Kaufmann in Lübeck; auf Blatt 1900 bei der Firma F r i e d r. W i e g l e b: Wilhelmine Margarethe Meyer hat angezeigt, daß sie für die Verbindlichkeiten ihres künftigen Ehemannes, des Kaufmannes Friedrich Carl Heinrich Wiegleb, überall nicht haften wolle.

**Travemünde.** Aus dem Fischerleben. Der Bretlingsfang scheint in diesem Jahre nicht so ergiebig zu sein, wie im Vorjahre. Weihnachten 1896 hatte schon mancher Fischer einen hübschen Gewinn in der Tasche, der dieses Mal fehlt. Die letztjährigen sehr günstigen Ergebnisse der Fischerei haben manchen Arbeiter veranlaßt, sich vielleicht noch neue Fangnetze usw. anzuschaffen. Doch nicht allein Arbeiter reflektierten auf den Segen des Meeres, auch Wirthe und Handwerker, ja sogar unser Reichsbote Herr Dr. Götz, in Verbindung mit Hrn. Seelig, dem Wirthe vom Rathswinkel in Lübeck, warfen sich auf die Fischerei, und zwar letztere in echt großkapitalistischer Manier mittelst Dampfers. Vielleicht steht hier eine Genossenschaft m. b. H. in Aussicht oder ist schon perfekt! Das erste Geschäftsjahr dürfte aus oben geschilderten Gründen allerdings nicht mit allzu großem Ueberschuß abschließen. Doch das ist für die ganze Entwicklung recht belanglos. Unsere Fischerei wird denselben Gang gehen, wie anderswo, auch hier werden die kleinen Betriebe bei Seite geschoben und an ihre Stelle tritt das große Kapital, der volle Beutel, der rationaler wirtschaftet und die kleinen Existenzen vernichtet. So wird die Zeit kommen, wo auch in Travemünde den kleinen Fischern nichts weiter übrig bleiben wird, als hinzugehen in den Dienst des Kapitals als Lohnarbeiter und Ausbeutungsbjekt, so wird aber auch die Zeit kommen, wo sie alle zu der Einsicht gelangen werden, daß sie hin eingehören in unsere Reihen als Brüder und Kampfes-Genossen. Schon vor bald Jahresfrist haben wir das jetzt Ereignis und Thatsache Gewordene vorausgesagt, manch Einer hat ungläubig gelächelt — nun ist die Bescheerung da, und wir haben wieder einmal Recht gehabt. Arbeiter und Genossen drüben am Ostseestrande gehen Euch nicht die Augen auf? Seht Ihr nicht, wohin Ihr feuert? Merkt Ihr, wo Eure Freunde sitzen? Daß Euch nicht wieder beschwären und belügen, zeigt, daß ihr Augen hattet zum Sehen und Ohren zum Hören, zeigt, daß ihr aus den letzten Ereignissen, gelernt habt und legt Zeugnis für Eure Erkenntnis ab, wenn der Ruf an Euch als R e i c h s t a g s w ä h l e r ergeht. Der Tag ist nahe, an dem ihr beweisen könnt, daß ihr lerntet. Alle Mann im Deck!

**Hamburg.** „Er paßt zur Familie.“ Graf Rangau nämlich, der Schwiegerohn des alten Ex. Der „Hamb. Korr.“ theilt mit, daß der Leiter der hiesigen Telegraphenabtheilung der „Börsenhalle“ (Agentur des Reuter-Bureaus) sich auf Anfrage des Bureau Reuter in London, ob die in England verbreitete Nachricht vom Tode des Ex Reichskanzlers zutreffend sei, nach Friedrichsrub begeben habe, um beim Grafen Rangau Erkundigungen einzuziehen. Ueber seine Ergebnisse in Friedrichsrub erzählt der „Hamb. Korrespondent“ nun das Folgende:

„Als er in Friedrichsrub eingetroffen war, ging er zum Schlosse hin und erkundigte sich beim Portier, ob Graf Rangau zu sprechen sei. Der Graf befand sich mit seinen beiden Söhnen auf einem Spaziergang im Walde, von dem er jedoch bald nachher zurückkehrte. Als er den Hofweg jenseits der Bahn herabkam, ging ihm unser Vertreter entgegen, grüßte den Grafen durch Abnehmen seines Zylinders und sagte: „Ich bitte Ew. Excellenz gütigst zu verzeihen, daß ich mir erlaube, Sie hier auf der Straße anzureden, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Karte überreiche, um mich vorzustellen.“ Der Graf erwiderte den Gruß nicht, nahm aber die Karte entgegen, deren Inhalt lautete: „Inspektor Wilt. Bruns, „Hamb. Börsenhalle“, Hamb. Korresp.“. Als dann unmittelbar nach dem Lehen der Graf die Karte fallen ließ, hob Herr Inspektor Bruns sie in der Annahme, daß sie durch Zufall der Hand des Grafen entglitten sei, auf und reichte sie nochmals hin. Der Graf schrie ihn jedoch an: „Scheeren Sie sich weg hier! Das fehlt mir gerade, jedem hergelaufenen Gesellschaft, solchem hergelaufenen Literaten, voll Mebe und Antwort zu stehen! Also scheeren Sie sich weg!“ Dabei wies er mit dem Stock über die Geleise der Bahn weg. Die beleidigende Anebe erregte natürlich unseren Vertreter, der seit so langen Jahren allbekannt und persönlich geschätzt an der Spitze des verantwortungsvollen Telegraphendienstes steht, in höchstem Grade, und es lag ihm eine heftige Erwiderung auf der Zunge. Er beherrschte sich jedoch gewaltsam und sagte nur: „Exzellenz, Sie sind über meine Person im Irrthum, ich bin hier als Vertreter der bedeutendsten Telegraphen-Agenturen der Welt, um Ihnen ein Telegramm des Reuter'schen Bureaus in London vorzulegen, das Sie gewiß interessieren wird.“ Die in gereiztestem Tone erfolgende Antwort des Grafen war: „Ich sage Ihnen nochmals, scheeren Sie sich weg! Ich will weder eine Depesche aus London noch anderswoher sehen!“ Und unter lauten Schimpfreden, deren Einzelheiten dem mit Recht über solches Verfahren indignierten Frager nicht mehr recht verständlich wurden, schritt Herr Graf Rangau mit seinen Söhnen durch das Thor zum Schlosse hin.“

Der „Hamb. Corresp.“ knüpft an diese Mittheilung von der lebenswürdigen Behandlung des Herrn Bruns die folgenden Bemerkungen: „Wir wissen sehr wohl, daß dies Betragen des Witzwirthes von Friedrichsrub nicht im Einklang mit den Wünschen des Fürsten Bismarck steht, der immer in der lebenswürdigsten, chevaleresksten Form jeden höflichen Gruß erwidert und jede berechnete Frage einer Antwort gewürdigt hat. Wir wissen auch, daß schon sehr viele Männer von der Feder ähnliche Eindrücke von der Wohlgezogenheit des Herrn Grafen Rangau erlitten haben. Die Sache hat aber, ganz abgesehen von der Differenz mit einem Manne, dessen hochfahrender Ton in gar keinem Verhältniß zu seiner persönlichen Wichtigkeit steht, eine große Bedeutung für die Deffentlichkeit, und deshalb bringen wir sie hier zur Sprache. Es ist das gute Recht eines Jeden, der mit treuer Berehrung an dem Fürsten Bismarck hängt und ihn als nationalen Heros im Herzen trägt, die Wahrheit über solche Gerüchte zu erfahren, die aus unbekannter Quelle wer weiß zu welchen Zwecken verbreitet werden. Und es ist die Pflicht einer ihre Aufgaben ernst nehmenden und die Person des Fürsten nicht minder hoch schätzenden Presse, sich von den Thatsachen zu überzeugen, die sie der Welt mittheilen kann und soll. Sich mit den dazu nöthigen Anfragen an die Dienerschaft zu wenden, ist nicht Jedermanns Sache, es wird aber nach solchen Erfahrungen kaum etwas Anderes übrig bleiben, als untergeordnete Kräfte mit Erkundigungen zu betrauen, die für die Welt von der allergrößten Bedeutung sind.“

Werkwürdige Logik! Man sollte meinen, daß Leute, die noch etwas auf sich halten, einer ähnlichen st—otten Behandlung zum zweiten Male aus dem Wege gehen würden, zumal es für die Welt wirklich recht gleichgültig sein kann, ob sie über das Befinden des alten Ex früher oder später oder auch gar nicht unterrichtet wird. Aber weit gefehlt. Der „Hamb. Corresp.“ deutet an, daß er seine Vertreter künftig zwar nicht mehr der Gefahr aussetzen will, vom Grafen Rangau angeranzt zu werden, statt dessen ihnen aber zumuthet, sich eventuell von irgend einem Stiefelpuzer desselben zur Thür hinauswerfen zu lassen. Leute mit solchen Grundfäsen verdienen allerdings solche Lektionen, wie sie in diesem Falle der seinem Schwiegervater ebenbürtige Graf dem „Preßgesindel“ erteilt hat, dem ja auch Bismarck seine Mißachtung mehrfach unzweideutig betundete, was aber das „Preßgesindel“ nicht hinderte, ihn um so eifriger anzubedel. Hundebemuth und Männerstolz erwachsen nicht auf einem Holz!

Die „N. S. Btg.“ bemerkte zu der Affäre: „Der Hamburger Journalist hatte sich an die falsche Adresse gewendet, als er den hohen Witzwirth von Friedrichsrub ansprach. Er hätte sich in die Bedientenstube des Bismarck'schen Herrenhauses verfügen sollen, wo er

einen oder mehrere Bediente der „Hamburger Nachrichten“ sicher getroffen hätte. Die Bedienten des Fürsten Bismarck sind höflicher als sein Schwiegerohn, der sein Vertreter, sein Witzwirth, sein Bevollmächtigter ist, und der daraus für sich das Recht ableitet, noch größer sein zu dürfen, als sein Schwiegervater.“

Demnach — vorausgesetzt, daß die „N. S. B.“ bezüglich der Höflichkeit der Bismarck'schen Bedienten richtig orientirt ist, woran wir nicht zweifeln wollen — läuft das in Friedrichsrub herumlungende „Literatenvolk“ um bei der Tonart des Grafen Rangau zu bleiben, bei dem Bedientenvolk allerdings weit weniger Gefahr, als beim Herrenpaar. — Wie die „Börsenhalle“ hört, will Herr Bruns den Grafen Rangau verklagen.

**Hamburg.** Leopold von Belgien ist nun endgiltig vom Reichsgericht als ein ehrenwerther Mann erklärt worden. Das Reichsgericht verwarf am Montag die Revision des Genossen Stenzel vom „Hamburger Echo“, welcher wegen Beleidigung Leopold's am 11. Okt. vorigen Jahres zu acht Monaten Gefängniß verurtheilt wurde.

Das Urtheil gegen unseren Parteigenossen Stenzel hatte das größte Aufsehen erregt, nicht nur wegen der Höhe des Strafmaßes, sondern auch wegen der sonderbaren Umstände, unter denen die Anklage zu Stande kam und der Prozeß geführt wurde.

So werden in Deutschland nicht nur die zahlreichen deutschen Majestäten, sondern auch die ausländischen eifrig geschützt. Während in Belgien selbst Leopold dieselbe Kritik ruhig hinnehmen muß, welche das „Hamb. Echo“ und zahlreiche andere deutsche Blätter geübt haben, wird ihm in Deutschland Weißwaschung seiner gekränkten Ehre gern geboten. Es ist soweit gekommen, daß eine Broschüre des Abgeordneten und Redakteurs Louis Bertrand vom Brüsseler „Peuple“ über Leopold II. von Belgien und seine Regierung nicht ohne bedeutende Streichungen ins Deutsche übertragen werden konnte, da befürchtet werden mußte, daß Staatsanwalt und Richter wie im Prozeß Stenzel ihren „Arm der Gerechtigkeit“ ausstrecken würden.

Deutschland Hort und Schutz der Monarchien und Monarchen aller Länder vom großmächtigen Zaren aller Reußen bis zum indischen Stammesfürsten und afrikanischen Häuptling! Oder wäre die Wirkung solcher Majestätsbeleidigungs-Prozesse vielleicht eine ganz andere als die Freunde des Monarchismus meinen? Würde vielleicht durch solche Verhinderung der freien Kritik das „monarchische Bewußtsein“ mehr und gefährlicher untergraben als es den Gegnern der Monarchie gelingen würde, wenn ihnen das freie Wort nicht verkrümmert würde?!

Das Reichsgericht hat gesprochen, unser Parteigenosse wird zwei Dritttheile eines vollen Jahres im Kerker zubringen.

Bedauerliche Monarchien, die so geschützt werden müssen!

**Hamburg.** Mit dem Hafnarbeiterstreik beschäftigt sich der Bericht der Hamburger Handelskammer (der ehrbare Kaufmann). Es heißt in dem Bericht:

Gewiß kann und soll den Arbeitern das Koalitionsrecht nicht verkrümmert werden. Ausbringend für die soziale Entwicklung und für den Arbeiter selbst können aber die Arbeiterkoalitionen nur werden, wenn sie, losgelöst von politischen Bestrebungen, wirklich das Wohl der Arbeiter in's Auge fassen und wenn unter dem Einflusse der älteren und erfahrenen Arbeiter Führer an die Spitze gestellt werden, denen es Ernst damit ist, in friedlichem Einvernehmen mit den Arbeitgeber die fortschreitende Besserung der Lage der Arbeiter möglichst zu erreichen und die mit der klaren Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse den Rath verbinden, nöthigenfalls auch unbegründeten oder unerfüllbaren Forderungen der Menge entschieden entgegen zu treten. Davon sind wir aber noch weit entfernt.

In der Hamburger Handelskammer sitzen Kapitalsgrößen wie Herr Baeris, der während des Streikes sagte: „Ich könnte wohl bewilligen, aber es fällt mir garnicht ein!“ Wenn solche Leute scheinheilich das Koalitionsrecht der Arbeiter anerkennen und ihnen gute Lehren predigen, so weiß man, was davon zu halten ist.

**Hamburg.** Eine Explosion fand heute Nachmittag auf dem großen Kornelevator der Hamburg-Amerika-Linie statt. Der Elevator lag an der Seite des Dampfers „Armenia“ am Peterseikai und arbeitete das Getreide aus dem Dampfer, wobei sich ein Lager in der Maschine in Brand lief. Durch die ausschlagende Flamme setzte sich der feine Kornstaub in einem Moment in Brand und explodirte mit einem weit hörbaren Knall. Von dem furchtbaren Druck wurde ein Theil des Decks des Elevators aufgerissen und zwei dicke Rohre flogen weg. Durch die ausbrechenden Flammen wurden vier Arbeiter verbrannt, wobei zwei ins Seemanns Krankenhaus und zwei in ihre Wohnung gebracht wurden. Am Bord des Dampfers „Armenia“ gab man sofort Wasser und glaubte des Feuers Herr werden zu können. Gegen 7 Uhr mußte jedoch die Feuerwehre allamirt werden und wurde die Glocke von dem Raisericher A in Bewegung gesetzt. Der Zug 2 der Feuerwehre rückte auf den Fährdampfer „Haller“ und „Sal. Heine“ heran und blieb bis gegen 10 Uhr an der Brandstätte. In der Zwischenzeit wurde noch durch eine Brandwache der Rauchhelm herbeigeholt, da man ohne diesen nicht an den Heerd des Feuers kommen konnte. Während der Nacht blieb eine Brandwache von zwei Mann an Bord des Elevatorfahrzeuges.

**Hamburg.** Ein Attentat wurde vorgestern Abend in der Maria-Louisenstraße an einer Erzieherin, wohnhaft Frauenthal 16, verübt. Ein etwa 28-jähriger Mensch mit dunklem Sackanzug, in der Hand eine Blechflasche mit Patentverschluß, anscheinend ein Mechaniker



## Uheimliche Lannen der Sonne.

Von Th. D.

H. K. Nur wenige Menschen giebt es in unserer sich überhafter Zeit mit ihren gesellschaftlichen Kämpfen, welche durch die täglichen Aufregungen nicht mehr oder minder abgestumpft werden, derart, daß in Folge der Ermüdung der klare Blick für das Getriebe des Weltganzen nahezu verloren gegangen.

Außerst Wenigen kommt zum klaren Verständnis, daß die Menschheit in erster Linie doch abhängig ist von der sie umgebenden Natur und den Naturgewalten, trotzdem letztere tagtäglich eindringlich die absolute Ohnmacht auch den Mächtigsten predigen.

Gänzlich frei von diesem Gefühl der Abhängigkeit allerdings kann sich Niemand machen, wie schon der Einfluß des Wetters auf das Gefühl Aller bezeugt.

Wohl kein Thema findet sich, über welches mehr verhandelt wird, als über das Wetter, und kaum einen Menschen dürfte es geben, der nicht nahezu täglich Bemerkungen über das Tageswetter und seinen vermuthlichen Verlauf zum Besten gäbe.

In erster Linie aber, fast könnte man sagen einzig und allein, wurzeln nun sämtliche so wirkungsvollen Witterungserscheinungen schließlich in der Sonne, diesem Urquell alles Lichtes und alles Lebens auf den von ihr abhängigen Welten.

Veränderungen der die Erde treffenden Licht- und Wärmemenge rufen oft die bedenklichsten Gleichgewichtsstörungen hervor und haben die Vernichtung unzählbarer Organismen zur Folge.

Eindringlich lehrt dieses der Wechsel der Jahreszeiten, unter denen der Winter den Schnitter Tod repräsentirt.

Ohne es recht zu ahnen, ist daher der Mensch auf das Innigste und unlösbar mit der Alleinherrscherin Sonne verknüpft, was mit ganz unwiderstehlicher Gewalt dann zum Bewußtsein kommt, wenn zu ungewohnter Zeit einmal das belebende Sonnenlicht erlischt.

Ganz gewaltig ist daher die Wirkung einer totalen Sonnenfinsterniß auf das Gemüth, welchem nahezu erschütternden Eindruck sich Niemand zu entziehen vermag.

Urago giebt in einer vorzüglichen Schilderung ein Beispiel von der Macht eines solchen Ereignisses.

Am 9. Juli 1842 nämlich waren bei Perpignan gegen 20 000 Menschen zusammengedrängt, um die große, im Süden Frankreichs total erscheinende Sonnenfinsterniß zu beobachten. Beim Beginn der totalen Finsterniß war die große Menge, welche beim Anblick des ersten kleinen Ausschnittes am westlichen Sonnenrabe in ein ungeheures Geschrei ausbrach, nur neugierig erregt.

Als aber die Sonne, auf einen schmalen Streifen reduziert, ein schwaches, unsicheres Licht über die Landschaft zu werfen begann, bemächtigte sich eine sichtlich Unruhe der Zuschauer:

Jeder empfand das Bedürfnis, seine Empfindungen den Umstehenden mitzutheilen, und ein dumpfes, dem eines fernen Meeres nach dem Sturme ähnliches Brausen erhob sich aus der Menge.

Dieses Brausen schwoh stärker an, je schmaler die Sonnenscheibe erschien.

Endlich verschwand letztere, Dunkelheit trat ein, begleitet von dem kühlen, sich stets bei totalen Verfinsterungen der Sonne einstellenden Finsternißwind, und ein todengleiches Schweigen bezeichnete diese Phase der Finsterniß ebenso scharf, wie es der Wendel der astronomischen Uhr gethan hatte. — Die Erscheinung hatte durch ihre Großartigkeit den Muthwillen der Jugend und die Gleichgültigkeit der großen Masse völlig besiegt.

Die Thierwelt wird bei solchem Ereigniß, weil unvorbereitet, überrascht, mit Schrecken erfüllt. Die Vögel verstummen, flattern schon umher und suchen ihre Nester auf; Pferde drücken sich ängstlich aneinander und die Hunde fliehen in ihre Stütten; Schmetterlinge setzen sich und Ameisen stellen ihre Arbeit ein.

Die ganze Natur, einschl. des Menschen, kann sich des Gefühls bedrohter Existenz nicht erwehren.

Wäre dieser Zustand der Verdunkelung von Dauer, so hätte der Instinkt das Nichtigste auch getroffen, denn der Untergang des Lebens wäre besiegelt.

Wenn nun schon die Wirkung einer solchen kurzen Verfinsterung der lichtpendenden Sonne auf das Gemüth eine derart gewaltige ist, trotzdem, wenigstens heute, fast ein Jeder von der völligen Gefahrlosigkeit und der kurzen Dauer\*) der Erscheinung überzeugt ist, so kann man sich eine Vorstellung machen von der geradezu grauenerregenden, furchtbaren Wirkung langandauernder Verfinsterungen und Verblässungen des Sonnenballs, die unerwartet und auch bis jetzt noch nicht sicher erklärt, mehrfach den Erdball in Dämmerung oder auch tiefes Dunkel hüllten.

Die Geschichte berichtet über eine ganze Reihe solcher Furcht und Entsetzen verbreitenden Verdunkelungen, von denen folgende in erster Linie beachtenswerth erscheinen dürften.

Im Jahre 45 vor Chr. Geb. (Todesjahr des Julius Cäsar) war die Sonne ein volles Jahr lang bleich und wenig wärmend, die Luft war dick, kalt und trübe, daher die Früchte nicht gediehen. (Plutarch in Julius Cäsar c. 87, Dio Cass. XLIV, Virg. Georg. I, S. 466.)

Im Jahre 33 nach Chr. Geb. bei der Kreuzigung herrschte eine Finsterniß von drei Stunden. (Bibel.) Eine Sonnenfinsterniß kann nicht die Ursache gewesen sein wegen der Dauer und weil die Kreuzigung Christi mit dem jüdischen Passahmahl am 14. Nisan zusammenfiel und Passah immer zur Zeit des Vollmondes gefeiert ward.

Im Jahr 358, am 22. August, zwei bis dreistündige Verfinsterung vor dem furchtbaren Erdbeben von Nicomedia. (Ammian Marcell, XVII, 7.)

Im Jahre 360 war es nach Berichten aus den östlichen Provinzen des römischen Reiches längere Zeit so dunkel, daß eine Art Morgengröße stets erst gegen Mittag erschien und den ganzen Tag über Sterne am Himmel zu sehen waren. (Ammian Marcell, XX, 4.)

Im Jahre 409, als Marich vor Rom erschien, war die Sonne derart verdunkelt, daß die Sterne bei

\*) Die Dauer der Verfinsterung kann für den Aequator höchstens 7 Minuten 58 Sekunden, für unsere Gegenden etwa 6 Minuten betragen.

Tage gesehen wurden. (Schnurrer, Chronik der Seuchen I, 113.)

Im Jahre 626 war acht Monate lang die halbe Sonnenscheibe verfinstert. (Abu'l Faragius, hist. Dynastiarum, 94 und 95.)

Im Jahre 733, ein Jahr nachdem die Araber durch die Schlacht bei Poitiers (Tours) über die Pyrenäen zurückgedrängt worden, war die Sonne am 19. August auf eine schreckenerregende Weise verdunkelt. (Schnurrer, Chronik der Seuchen, I, 164.)

Im Jahre 840, vom 28. Mai bis 26. August, Verfinsterung der Sonne durch Flecken. (Eginhardo, Annalen, I, 194.)

Im Jahre 934 „war die Erde zwei Monate ohne Licht und hatte die Sonne ihren Schein verloren. Dann öffnete sich der Himmel per factura (durch Risse) mit vielen Blitzen und man hatte plötzlich den vollen Sonnenschein“.

Im Jahre 1091, am 21. September, trat gegen Mittag eine Verdunkelung der Sonne ein, welche drei Stunden dauerte; nach der Verfinsterung verblieb der Sonnenscheibe noch längere Zeit eine eigene Färbung. (Martin Crusius, Annales Svecici I, 279.)

Im Jahre 1206, am 28. Februar, herrschte eine vollkommene Dunkelheit 6 Stunden lang. (Epidemiologia Hispanola, Madrid 1803, I, 30.)

Genau so war es im Juni des Jahres 1191. (Schnurrer, Chronik der Seuchen, I, 258 und 265.)

Im Jahre 1241, fünf Monate nach der Mongolenfeldzug bei Vignit, verdunkelte sich die Sonne neun Stunden lang. (Chronik Claustro-Neoburgense, 1721, I, 468.)

Im Jahre 1547, den 23. bis 25. April, vor und nach der Schlacht bei Mühlberg, war die Sonne düsterröthlich und derart lichtschwach, daß die Sterne am Mittag gesehen wurden. (Kepler und Lambert.)

Seit dieser Zeit hat die Sonne keinerlei Lichtwechsel von Bedeutung gezeigt, mit Ausnahme des Jahres 1883, in dem die derzeit sich zeigenden auffallenden Dämmerungserscheinungen Aufsehen erregten, die vielfach auf den gewaltigen vulkanischen Ausbruch in der Sundastraße zurückgeführt wurden, welcher die Insel Krakatau zerstörte und an den umliegenden Küsten entsetzliche Verheerungen anrichtete.

In diesem Jahre zeigte die Sonne Wochen lang eine oft intensive grüne Färbung, allerdings vorzugsweise nur in tropischen Gegenden.

In gemäßigter Zone zeigte sich diese Lichtänderung nur äußerst schwach, was wohl auf die Häufung sichtbarer Wasserdämpfe zurückzuführen ist, welche die Sonne rüthlich färben (d. h. vorzugsweise nur die rothen Strahlen durchlassen), und die Komplementärfarben Roth und Grün bekanntlich wieder Weiß ergeben.

Ueberblickt man diese Liste der Sonnenverdunkelungen, so ergibt sich die Häufung der räthselhaften Erscheinung zu gewissen Perioden.

Die erste Periode trifft zusammen mit dem Beginn unserer Zeitrechnung; dann folgt eine Pause von dreihundert Jahren.

Die zweite umfaßt die Jahre von 358 bis 409, der dann eine kleine Pause von 127 Jahren sich anschließt.

Hierauf jedoch folgt eine lange Zeit großer Sonnen-erregung, denn vom Jahre 536 bis 1241 häufen sich in langer Reihe die Störungen.

## Der Kampf um eine Million.

Roman aus dem New-Yorker Leben.

Frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(3. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten).

Nachdenklich wiegt Frau Forster ihr blondlockiges Haupt hin und her.

„Fünftausend Dollars! Das ist viel. . . Wie alt sind Sie denn?“

„Achtzehn.“

„So! Und was geschieht, sobald Sie großjährig geworden sind?“

„Nach meinem einundzwanzigsten Jahre erhalte ich die Hinterlassenschaft meiner Mutter — Vermögen und Alles.“

„Ah —!“

Irene gewahrt nicht die plötzliche Blässe auf dem stark gepuderten Antlitz ihrer Begleiterin; sie sieht auch nicht den bösen Ausdruck, der für kurze Zeit deren etwas verschwommene Züge entstellt. Ihre Gedanken weilen bei der tobt Mutter.

Dies giebt Frau Forster Zeit, sich zu fassen. Den Arm des Mädchens zärtlich an sich drückend, murmelt sie leise:

„Verzeihen Sie mein plötzliches Schweigen! Aber sehen Sie, mir ist das Alles noch so neu! Ich habe eine Tochter, wenn auch nur eine Stieftochter — und erfahre es erst heute. Mein Mann ließ mich ganz im Unklaren über seine Verhältnisse. Jedenfalls besitzt er auch eigenes Vermögen und hat wahrscheinlich auch wohl noch etwas aus dem Nachlaß Ihrer Mutter zu erwarten, wie?“

Der Blick, der diese Worte begleitete, war ein lauernder.

„Nein,“ erschallt Irene's tiefe Stimme, „wenigstens nichts, was er gerichtlich beanspruchen kann. Freilich — ich würde niemals —“

Sie stockt. Sie weiß nicht recht, wie sie ihr großmüthiges Anerbieten anbringen soll.

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen,“ fällt Frau Forster erregt ein. „Wenn wir nach Ablauf dieser drei Jahre völlig mittellos dastehen, werden Sie uns Unterkunft gewähren und Essen und Trinken und —“

Sie bricht kurz ab. Enttäuschung, Aerger, Meid, Hohn schnüren ihr fast die Kehle zu. Doch schnell sucht sie sich wieder zu beherrschen. Mit einem Ruß auf die Stirn des Mädchens flüstert sie:

„O, Sie liebes, gutes, großmüthiges Kind!“

### III.

Es ist bereits ganz finster, als Henry Forster von der Jagd zurückkehrt.

Er hängt seine Flinte in der Halle auf und öffnet behutsam die Thür zur Bibl othel welche jetzt als Wohnzimmer dient. Auf dem Tisch brennt matt eine verhängte Lampe, den ganzen düsteren Raum in geheimnißvolles Halbdunkel hüllend.

Vorsichtig blickt Forster sich um. Niemand ist sichtbar. Er schiebt den Lampenschirm beiseite, so daß plöglich ein sehr helles Licht auf die Gegenstände ringsum fällt.

Forster zuckt zusammen. Dort auf der Chaiselongue liegt lang ausgestreckt, die Hände unter dem Kopf gefaltet, seine Frau. Der Blick ihrer kalten, grauen Augen ist forschend auf ihn gerichtet.

„Ah, Arabella! Habe ich Dich aufgeweckt?“

„Nein.“

„Bist Du allein?“

„Ja.“

„Wo ist Irene Gordon?“

„Zu Bett gegangen.“

Die Knappheit in Frau Forsters Antworten ist nichts Ungewöhnliches. Keiner der beiden Ehegatten verschwendet beim beiderseitigen Verkehr unnötige Worte. Und doch erscheint es Forster, als sei seine Frau heute noch kühler, noch mißgestimmter als sonst.

Schade, daß Irene nicht mehr wach ist,“ sagt er in bedauerndem Tone. „Ich wollte mit ihr Verchiedenes besprechen. Ich fürchte, ihre Gegenwart hier wird Dich belästigen.“

„Mich nicht.“

Kleine Pause.

„Ich wäre früher zurückgekehrt; aber ich traf Johnson, den alten Waldhüter, weißt Du?“ sucht Forster abzulenken. „Und der wollte mir durchaus noch etwas erzählen.“

„So —?“

„Du hast doch nicht mit dem Abendbrod auf mich gewartet?“

„Nein. Ich wußte, daß Du wegbleiben würdest, bis die Luft rein war.“

„Was meinst Du damit?“

Spöttisch lacht sie auf.

„Nun, Du fürchtest Dich?“

„Fürchten? Vor wem?“

„Vor Irene Gordon.“

Ihre Augen sind noch immer fest auf ihn gerichtet. Mit Befriedigung bemerkt sie, daß er um eine Nuance bleicher wird.

„Vor diesem Mädchen?“

Seine Stimme schwillt an.

„Ja. Und Du fürchtest auch mich.“

Auch ihre Stimme wird lauter.

Nach rund 300 Jahren bildet dann die erhebliche  
Katastrophe im Jahre 1547 den Schluß.

Nach den Erfahrungen früherer Zeiten würden wir  
so gewärtig sein müssen, jetzt nach 350 Jahren Ruhe,  
während der bekanntesten größten Pause vom Jahre 33  
bis 358, eines Tages die furchterregende Erscheinung  
wieder zu erblicken. Daß dieselbe erhebliche meteorolo-  
gische Störungen zur direkten Folge haben würde, ist  
ganz selbstverständlich, und es erwähnen auch vier der  
besten Berichte ausdrücklich derartige Vorgänge, eine Ueber-  
lieferung bringt die Sonnenflurung sogar in direkte Be-  
ziehung zu einem furchtbaren Erdbeben.

Die Ursache dieses bedenklichen Erscheinens des bele-  
benden Sonnenlichtes ist bis jetzt völlig unbekannt, da  
zur Zeit des letzten Auftretens die Wissenschaft noch durch-  
aus nicht befähigt war, nähere Untersuchungen anzu-  
stellen; das nächste Auftreten aber dürfte Klarheit in das  
Dunkel bringen.

Unzweifelhaft hängt diese Verbunkelung mit der zu-  
nehmenden Erklaltung der Sonne zusammen, welche unter  
besonderen Umständen plötzlich einen das Licht nicht durch-  
lassenden, dichten Dunstschleier in den höchsten Regionen  
der Sonnenatmosphäre entstehen läßt, der jedoch nach  
einiger Zeit durch den Uebergang der Gase in den glühenden  
flüssigen Zustand und Abwurf der verdichteten Massen in  
das Weltmeer des Sonnenballes sich wieder in Nichts  
auflöst.

Mag diese Erklärung nun die richtige sein oder nicht,  
so viel steht immerhin fest, daß dieses unheimliche Er-  
scheinen des Tageslichtes eine ernste Erscheinung ist, welche  
den endlichen, wenn auch noch sehr fernem Untergang  
alles Lebens eindringlich predigt.

### Aus Nah und Fern.

**Autotomie.** Eine der interessantesten, aber bis in die  
neuere Zeit auch räthselhaftesten Erscheinungen in der  
Thierwelt ist die Autotomie oder Selbstamputation, das  
heißt das freiwillige Wegwerfen oder Abstoßen von Kör-  
pertheilen. Ueber diese Vorgänge hielt Herr Bretschner  
anläßlich in Zürich einen anregenden Vortrag, den wir  
in der „Zür. P.“ auszugswiese wiedergegeben finden.  
Wir treffen die Autotomie in sämtlichen Hauptklassen  
des Thierreichs; allerdings nach unten an Häufigkeit zu-  
nehmend, hier zugleich mit gesteigertem Reproduktions-  
oder Regenerationsvermögen verbunden. Einige Beispiele  
mögen den Vorgang erläutern. Am feinsten, nur sporadisch  
beobachtetem Abgang ruht in den wärmenden Strahlen  
der Sonne eine schwache Eidechse. Lautlos naht von  
hinten eine mächtige Ringelnatter, ihr Opfer unangeseht  
im Auge behaltend. Mit einer blitzschnellen Bewegung  
erfaßt sie deren Schwanz. Eine Fackel der Eidechse  
— und mit Windeseile ist sie in der nächsten Fel-  
spalte verschwunden, während ihre Feindin mit dem zu-  
rückgebliebenen Anhängsel vollst. nehmen muß. Der  
Schwanz der Eidechsen und Blindschnecken gilt als  
„brüchig“. Bei genauerer Untersuchung zeigt sich indes  
die Bruchstelle schon zum Voraus markirt als eine deut-  
lich erkennbare Einschnürung, welche, von Knorpelmasse  
durchsetzt, die Trennung ohne wesentlichen Widerstand er-  
möglicht. Der Vorgang selber ist rein reflektorischer  
Natur; er ist vom Willen des Thieres unabhängig. Sein  
Nutzen für dasselbe ist aber entsehend; zudem wächst  
Ersatz für das Verlorene. Unter den Stachelhäutern ist  
die Selbstamputation etwas ganz Gewöhnliches. Bei der  
geringsten Verletzung stößt die Seeanme ihre sämtlichen  
Eingeweide mit Vehemenz heraus. Der Verfolger mag  
sich an denselben erlaben; das Thier selber ist für dieses  
Mal gerettet. Seeesterne werfen mit Leichtigkeit ihre  
Arme ab; der Zentralkörper ersetzt sie wieder. Ganz  
große Thiere dieser Gattung theilen sich auch ohne äußer-

ren Anlaß. Vielleicht ist das Thier wegen seiner Größe  
vermehrten Gefahren ausgesetzt; vielleicht ist auch die Er-  
nährung eines so voluminösen Lebewesens mit mehr  
Schwierigkeiten verbunden. Die Haarsterne sind so „zer-  
brechlich“, daß es schwer hält, ein vollständiges Exemplar  
für eine Sammlung zu erhalten. Im Mittelmeer lebt  
eine Schnecke, deren Körper mit einer Anzahl grellrother,  
fleischiger Ausbänge garnirt ist. Im Augenblicke größter  
Gefahr wirft sie Stücke dieser Garnitur einfach hin, um  
die Aufmerksamkeit des Feindes von sich abzulenken.  
Unter den Gliedertieren erfreuen sich die Krebse in dieser  
Hinsicht schon längst einer gewissen Bekanntheit. Sie  
entledigen sich ihrer Beine, sogar ihrer Scheren mit  
Leichtigkeit und ohne Mutverlust. Die Bruchstelle ist  
schon vorgezeichnet und die Reproduktion der abgestoßenen  
Theile erfolgt regelmäßig. Eine Meerkrabbe sieht sich  
von einem Tintenschicht verfolgt. Dieser legt schon seine  
Saugnapfe an einige ihrer Glieder. In diesem Moment  
werden mittels einer reflektorischen Bewegung die unrett-  
bar erfassten Theile amputirt und der Krabbe hat das  
Nachsehen. Paßt ein Vogel eine unserer großen grünen  
Heuschrecken an einem der hochgehobenen Sprungbeine,  
so läßt sie dasselbe einfach fahren. Der Verlust wird  
aber nicht mehr ersetzt; wegen der ohnehin sehr kurzen  
Lebensdauer des Thieres hätte dies keinen Werth. Auch  
Kriechen und Wespen erhalten für ihren in der Hitze des  
Kampfes preisgegebenen Stachel keinen Ersatz. Es läßt  
sich denken, daß die Fortexistenz des wehrlos gewordenen  
Thieres für den Staat, dem es angehört, kein Interesse  
hätte. Einer der geplagtesten Erdenbürger ist der viel-  
verfolgte Regenwurm. Wird er von einem seiner zahl-  
reichen Feinde hinten erfaßt, so trennt er das bedrohte  
Ende seines wurmförmigen Körpers ab, um sein Leben  
zu retten.

Wien. Aus dem Komplimentirbuch der  
österreichischen Antisemiten. In seiner  
letzten Sitzung des Jahres 1897 war der heftige Ge-  
meinderath wieder der Schauplatz einer typischen  
Szene. Der Antisemit Graba hatte sich über die Libe-  
ralen geäußert und knurrte ziemlich laut die Worte vor  
sich hin: „Des seids Lausbuben!“ Dr. Goldmann,  
der diese Worte hörte, stellte Graba und fragte: „Wer  
ist ein Lausbube? Ihr Benehmen ist ein Lausbubi-  
sch!“ Daraufhin entstand Tumult, der in Thätlich-  
keiten auszuarten drohte. Endlich gelang es den Be-  
mühungen mehrerer Gemeinderäthe und Präsidialbeamten  
die Streitenden auseinander zu drängen. Man versicherte  
Dr. Goldmann, Graba stellte es entschieden in Abrede,  
den beleidigenden Ausdruck gebraucht zu haben. Dr.  
Goldmann erklärte, sich dann zurückzugeben, wenn  
Graba dies offen erklären wolle. Inzwischen war die  
Sitzung geschlossen, die übrigen Gemeinderäthe strömten  
in die Korridore und erkundigten sich über den Anlaß  
des Streites und auch der Bürgermeister ließ sich von  
Dr. Goldmann den Vorfall erzählen. In diesem Moment  
schritt Graba auf Goldmann zu, blickte ihn mit zühnen-  
dem Antlitz an und sagte dann: „Sie be-  
kommen von mir noch Schläge! Ich weiß Ihnen  
die Darm' heraus!“ Dr. Goldmann schrie: „Sie  
sind ja besoffen! Der Mann ist toll!“ Die  
Anwesenden suchten auf ihn beschwichtigend einzuwirken,  
und ihrem Bemühen gelang es, zu verhindern, daß das  
alte Jahr im Rathhause nicht mit einer solchen Peinige-  
hene schloß. Der „Fall“ wird jedenfalls ein gerichtliches  
Rechtspiel haben und auch in der nächsten Sitzung des  
Gemeinderaths zur Besprechung kommen. — Ferner liest  
man im Bericht über die Sitzung des niederösterreichi-  
schen Landtages folgende zeitunwürdige Zwischenrufe, mit  
denen die Antisemiten den Abgeordneten Koste unter-  
brachen. Herr Schumann rief: Ein frecher Dursche! Herr  
Gregorrig: Hinaus mit dem Hallunken! und Sie

bezahltes Subjekt! Herr Loquay: Ein er-  
bärmlicher Lauskerr! Herr Mayer: Sie  
Ganner! Der Bürgermeister Rueger: Sie sind ein  
verworfenes Subjekt! Endlich, Alles überbie-  
tend, der Priester und Professor der Theologie Scheicher:  
Thersites! Der Noske ist ein infamer Kerl!  
Sie haben das Maul zu halten! Außerdem wurden  
noch Kufe ausgestossen wie: Ein frecher Kerl!  
Dhrseigen dem Kerl! Schmeißt's ihn  
hinaus! Abgeordneter Mayer rief mit dem Ausruf:  
Ich haue Ihnen eine Dhrseige herunter!  
auf Noske zu und nur das Dazwischentreten der Herren  
Philippovich verhinderte, daß es zu Handgreiflichkeiten kam.

Ueber die angebliche Menterel auf der deutschen Bark  
„Woban“ wird folgendes Nähere bekannt: Dieser Tage  
hat die Besatzung der deutschen Bark „Woban“ aus  
Stettin, Kapit. Arenz, im Sund das Schiff verlassen und  
sich beim deutschen Konsulat in Kopenhagen ge-  
meldet. Aus dem Verhör ergab sich Folgendes: Der  
„Woban“ befand sich auf der Fahrt aus Finnland nach  
Sibirien mit einer Ladung von Bauholz und traf am  
Weihnachts-Abend vor Dragör ein. Der Steuermann,  
Wolfgang Arnold, der Steward, Deutelbarr, und sämt-  
liche Matrosen erklärten übereinstimmend, daß der Kapitän  
sich fortwährend roh und unmeniglich aufgeführt hatte  
und daß er fast immer betrunken gewesen sei. Jüngst  
hat er, während er mit dem Steuermann zusammen zu Mittag  
aß, mit diesem wegen einer unbedeutenden Sache Händel  
angefangen, während einem Hammer ergrißen und mit  
demselben den Steuermann auf den Kopf geschlagen.  
Der Steuermann ist hülflos auf das Deck gestoben,  
wo die Matrosen sofort einen Kreis um ihn bildeten;  
Kapitän Arenz habe dann einen Revolver gezogen und  
ihnen befohlen, auseinander zu gehen, sonst würde er sie  
wie tolle Hunde über den Haufen schießen. Es gelang  
dem Steward, sich an den wütenden Kapitän heranzu-  
schleichen und ihn zu entwaffnen. Der Kapitän zog in-  
dessen einen zweiten Revolver hervor, und es wäre un-  
zweifelhaft ein Unglück geschehen, wenn es dem Boots-  
mann May nicht noch gelungen wäre, den Kapitän ein  
zweites Mal zu entwaffnen. Ganz außer sich vor Wuth  
ergriff Kapitän Arenz nun seine scharfgeschliffene Axt  
und stürzte sich auf die Leute; der Steuermann fiel blut-  
überströmt zu Boden, und der Kapitän wollte eben einen  
Schlag gegen seinen Kopf richten, als der Steward uner-  
schrocken hinzusprang und dem Kapitän die Axt aus der  
Hand schlug. Kurz nachher verließen alle mit Ausnahme  
des Kapitäns das Schiff und begaben sich direkt ins  
deutsche Konsulat. Kapitän Arenz, der während des  
Streites verwundet worden war, oder sich selbst verwun-  
det hatte, lihte nun das Menteresignal, und bald darauf  
legte ein Boot aus Dragör an der Bark an. Als man  
nur den verwundeten Kapitän vorfand, wurde nach einem  
Arzt geschickt, der die übrigens ganz ungefährlichen  
Wunden des Kapitäns verband. Als der Arzt das Schiff  
wieder verlassen wollte, hörte er stöhnende Klagerufe,  
und bald fand man unten im Schiffe einen jungen Negel  
in entsehrlich verwahrlostem Zustande vor. Er war von  
einer sehr gefährlichen Krankheit ergriffen worden und  
hatte so mehrere Wochen gelegen. Der Arzt befohl so-  
fort seine Ueberführung ins Krankenhaus; allein der  
Kapitän wollte dies nicht gestatten, so daß Gewalt an-  
gewendet werden mußte. Bei dem Verhör im Konsulat  
zeigte Kapitän Arenz volle Reue, und da weder der  
Steuermann noch der leicht verwundete Steward die Be-  
strafung des Kapitäns beantragt haben, so glaubte das  
Konsulat die Angelegenheit in der Weise schlichten zu  
können, daß es dem Kapitän die Auszahlung eines Mo-  
natslohnes für die ganze Mannschaft und den Ersatz  
aller Kosten während ihres Aufenthaltes in Kopenhagen  
bis zur Erlangung neuer Anstellungen auferlegte.

Heftig springt er vom Stuhle auf.  
„Du bist wohl verrückt! Warum sollte ich Dich  
fürchten?“  
„Erstens — weil Du überhaupt feige bist — und  
zweitens — doch es lohnt sich nicht, darüber zu sprechen.“  
„Ach, Du ärgerst Dich, daß ich Dir die Existenz  
meiner Stieftochter verschwiegen habe. Wozu sollte ich  
es Dir mittheilen? Du hättest mir ja nur Szenen ge-  
macht.“  
„Und Du liebst Szenen nicht, was?“  
„Nein.“  
„Nun gut. Lassen wir das!“  
Sie läßt sich wieder auf die Chaiselongue nieder, von  
welcher sie sich während des Gesprächs ein wenig erhoben  
hat. Die dünnen Lippen fest zusammengepreßt, liegt sie  
still und gleichgültig da.  
Forster ärgert ihr Schweigen. Er fingirt ein Gähnen  
und bemerkt, die Arme in die Luft reckend:  
„Kommst Du mit zu Bett?“  
„Nein!“  
„Ich gehe. Ich bin müde... Apropos — morgen  
verreise ich auf ein paar Tage!“  
Wieder lächelt sie höhnisch auf.  
„Du brauchst Dich nicht zu bemühen. Irene verläßt  
bereits morgen Schloß Gordon.“  
„Ach —! Das freut mich. Wo will sie hin?“  
„Nach New-York!“  
„Nach New-York?“  
„Ja, in meiner Begleitung.“  
Er läßt die Thürklinte fahren, die er bereits in der  
Hand hielt und nähert sich seiner Gattin.  
„Was hast Du in New-York zu thun?“  
„Ich will Einblick in Frau Gordon's Testament  
nehmen.“

„Ach!“  
Verblüfft starrt Forster seine Frau an, die gleichgültig  
auf ihre Zehenspizzen niederblickt.  
„Weißt Du, was in dem Testament steht?“ fragt er  
hastig.  
„Ja.“  
„Nun?“  
„Ich weiß zweierlei: erstens, daß in dem Testament,  
welches Du mir zeigtest, die verstorbene Frau Gordon  
Alles ihrem lieben Ehegatten Henry Forster“ vermacht,  
und zweitens, daß nach dem Testament, welches das  
Mädchen mir vorhin vorlegte, Alles „ihrer lieben Tochter  
Irene Gordon“ zufällt.“  
Sprachlos sinkt Forster in den Sessel zurück. Vor  
ihrem stehenden Blick schiebt er seinen Stuhl aus dem  
Bereich des Lampenlichts.  
Sie lächelte spöttisch; doch sagt sie nichts.  
Kleine Pause.  
„Und was — was meinst Du, was wir thun sollen,  
wenn — wenn das Testament wirklich zu Gunsten jenes  
Mädchens lauten sollte?“ fragt er endlich mit großer  
Anstrengung.  
„Gauten sollte?“ wiederholt sie höhnisch, indem sie  
von der Chaiselongue aufspringt und sich ihm drohend  
nähert. „Du erbärmlicher Lügner, Du weißt, daß  
es so lautet. Das sage ich Dir, wenn Du untergehst,  
so rechne nicht auf mich! Und untergehen wirst Du.  
Entweder, Du kommst in's Gefängniß, weil Du jenes  
Mädchen um sein Vermögen brachtest, oder —“  
Sie schweigt, um ihm Zeit zu einer Entgegnung zu  
lassen. Doch er starrt stumm vor sich hin.  
Ihr Zorn wächst in dem Bewußtsein, daß sie sich  
von diesem Menschen konnte so erbärmlich dupiren  
lassen.

„Glaube nur nicht, daß ich Deine Erbärmlichkeit  
nicht durchschaute!“ kreischte sie wütend. „Als Deine  
erste Frau im Sterben lag und Du mir jenes Testament  
zeigtest, wußte ich sofort, daß es gefälscht war. Aber  
ich nahm an, Du würdest genug Mann sein, um diese  
Fälschung zu vertreten und —“  
„Ich — ich —“ stammelt er gesenkten Hauptes, „ich  
vertraute die Namensunterschrift nicht richtig nachzu-  
machen. Sie war so unähnlich, daß Jedermann die  
Fälschung sehen mußte, — und ich — ich konnte nicht  
schlafen, bevor ich das ganze Ding nicht verbrannt  
hatte.“  
„Feigling!“ zischte sie zwischen den zusammengepreßten  
Zähnen hervor. „Da dachtest nur an Deine Bequemlich-  
keit, nicht an die meine. Du warst zufrieden, als Du  
mich meinem Berufe entrissest, um Deine Eifersucht  
zu befriedigen. Ich konnte zwischen einem Duzend  
Männern wählen —“  
„— und wähltest mich.“  
„Zarwohl, aber nicht Deiner persönlichen Vorzüge  
wegen. Als Du mich fest hättest, fiel es Dir nicht mehr  
ein, Dein Versprechen zu erfüllen.“  
„Du bist ungerecht. Habe ich nicht Mary Gordon  
auf ihrem Sterbebette so lange keine Ruhe gelassen, bis  
sie einen Nachtrag gemacht hatte? Sie wollte durchaus  
nicht dran; sie wäre schon zu schwach. Da hab' ich sie  
vorher den Nachtrag unterschreiben lassen und später den  
Text hineingesetzt. Sie wollte ihren einzigen Bruder  
zum Vormund ihres Kindes machen und auch ihm im  
Falle des Todes dieses Kindes das Vermögen hinter-  
lassen. Ich habe anstatt dessen meinen Namen hin-  
geleht. Zum Glück verunglückte der Bruder gleich darauf  
auf der Jagd. Wer weiß, wie die Sache sonst abgelaufen  
wäre!“  
(Fortsetzung folgt.)